

Dr. Andreas Püttmann

**Festvortrag
bei der Verleihung der „Luther-Rose für gesellschaftliche Verantwortung
und Unternehmercourage“ an Dr. Dirk Ippen am 10.11.2011 in Berlin**

Sehr geehrter Herr Dr. Ippen,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

beim lieben Gott ist nichts unmöglich. Das mögen Sie daran erkennen, dass ich vor 28 Stunden noch dachte, ich würde jetzt beim Abendessen mit einem katholischen Bischof in Bonn am Rhein sitzen – und nun stehe ich bei der Verleihung der Luther-Rose in Berlin an der Spree! Gern bin ich kurzfristig für die EKD-Präses Katrin Göring-Eckardt eingesprungen, der ich rasche Genesung wünsche, und freue mich über das ökumenische Zeichen. Herr Dr. Inacker bot mir wegen der Kurzfristigkeit an, über mein Buch „Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands“ zu sprechen, das ja auch in einem evangelischen Verlag (Gerth Medien 2010) erschien. Doch ich möchte mich darauf beschränken, nur sieben Thesen daraus kurz vorzulesen, damit Sie eine Vorstellung vom Inhalt des Buches bekommen:

1. Christen betrachten den Menschen als Geschöpf und Ebenbild Gottes und sind damit in besonderer Weise der Würde und dem Recht des Menschen verpflichtet. Dies erweist sich vor allem in den Fragen der Unantastbarkeit menschlichen Lebens.
2. Die in der jüdisch-christlichen Tradition enthaltene Ethik – Dekalog, Seligpreisungen, Tugendlehre – erzieht zur Beachtung von Geboten und Verboten nicht nur im kirchlichen, sondern auch im staatlichen Bereich. Gläubige Christen werden daher im Rechtsstaat mit größerer Wahrscheinlichkeit pflichtbewusste und gesetzestreue Bürger sein.
3. Ein religiös verankerter Wertekonsens fördert Vertrauen, der Gedanke der Bewährung vor Gott unterstützt verantwortliche Leistungsbereitschaft. Beides begünstigt wirtschaftlichen Erfolg.
4. Hilfsbereitschaft, Solidarität und Gemeinwohldenken, Familiensinn und zwischenmenschliche Toleranz werden vom Gebot der Nächstenliebe inspiriert. Christlicher Glaube fördert den sozialen Ausgleich, Integration und Frieden.

5. Die Geborgenheit im Letzten durch die Auferstehungshoffnung setzt Gelassenheit im „Vorletzten“ frei, die zu unaufgeregtem Engagement und Widerstand gegen ideologische Heilsangebote und Radikalismus befähigt.

6. Christlichem Patriotismus bleibt gegenüber dem immer wieder entflammbar Nationalismus gewahr: Es gibt wesentlichere Bande zwischen den Menschen als die der Nation.

7. Die Frohe Botschaft des Christentums, ihre befreiende, die irdische Endlichkeit überschreitende Hoffnung, begründet eine zufriedener und optimistischere Lebenseinstellung. Christlicher Glaube fördert menschliches Glück.

Für jede dieser Thesen gibt es mittlerweile eine Reihe empirischer Belege. Ein Schimmer vom „Licht der Welt“ und ein Geschmack vom „Salz der Erde“ sind also durchaus erkennbar. Gregor Gysi könnte richtig liegen, wenn er bekennt: „Auch als Nichtgläubiger fürchte ich eine gottlose Gesellschaft.“

Nun aber möchte ich mich einem Thema widmen, das näher beim eigentlich vorgesehenen Festvortrag zum Freiheitsverständnis liegt und zugleich zu einem Preis für „Unternehmercourage“ und zum streitbaren Wahrheitssucher Martin Luther passt:

Tapferkeit und Streitbarkeit – Tugenden für ein Leben in Freiheit und Wahrheit

1. Freiheit über alles! – aber welche?

Im Allensbacher „Balkon des Jahrhunderts“¹, einer Repräsentativbefragung zur Jahrtausendwende, erreichte der Begriff „Freiheit“ einen Sympathie-Spitzenwert von 96 Prozent, höher als Familie (95), Heimat (90), Vernunft (88), Demokratie (86) und Zukunft (82), übertroffen nur von der „Natur“ (98).

Wie sehr allerdings die Verständnisse von Freiheit differieren, zeigte zum Beispiel der Achtungserfolg der „Piraten-Partei“ bei der Europawahl 2009, der sich unter anderem der Initiative von Bundesministerin Ursula von der Leyen verdankte, Kinderpornographie-Seiten im Internet zu sperren. Grenzen und Gefährdungen der Freiheit werden offenbar sehr unterschiedlich gesehen. Schon Buchtitel wie: „Die Freiheit, die wir meinen“ (Werner Becker, 1982) machen deutlich, wie subjektiv und interpretationsbedürftig der populäre Begriff ist. Dabei dominiert ein „negatives“ Verständnis von Freiheit als Abwehr von

¹ Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1998-2002, 455ff.

Eingriffen und Beschränkungen – also: Freiheit wovon? – gegenüber einem „positiven“ Verständnis – Freiheit wozu? Und wodurch? –, verbunden mit der Vorstellung, dass Gefährdungen der persönlichen Freiheit nur oder hauptsächlich von außen kommen, entweder von Institutionen und Organisationen („Überwachungsstaat“, „Parteienmacht“, „Springerpresse“, „Amtskirche“ etc.) oder von Bindungen an dominante Mitmenschen („Hausdrachen“, Patriarchat, autoritäre Eltern). Folglich wird über die Sicherung von Freiheit mehr institutionell-funktional und psychologisch als tugendethisch nachgedacht. Dass Freiheit wesentlich, wie ja auch Luther betont, im Inneren der Person errungen wird und dass sie durch gute Bindungen sogar erst eröffnet, „frei gesetzt“ werden kann, wird oft nicht gesehen.

Etymologisch betrachtet entwickelte sich „frei“ aus der indigenen Wurzel „prai“ („schützen, schonen, gern haben, lieben“) bei den Germanen zu einem Begriff der Rechtsordnung: „Zu den Lieben gehörig“ und daher „geschützt“ sind die eigenen Sippen- und Stammesgenossen, die „Freunde“, im Gegensatz zu den fremdbürtigen Unfreien. Der begriffsgeschichtliche Nexus von „Freiheit“ und „Geschütztsein“ erinnert an eine schöne Definition von Montesquieu: „Freiheit ist jene Gelassenheit des Geistes, die von der Sicherheit herrührt“. Heutige Liberale scheinen das in der Innen- und Rechtspolitik manchmal aus dem Auge zu verlieren.

2. Christliche Affinität zur Freiheit

Legt man den ursprünglichen Sinngehalt von Schonung, Liebe und Schutz zugrunde, dann erscheint der christliche Anspruch einer Wahrheit, „die frei macht“ (Joh 8,32) gut nachvollziehbar. Denn schützende Nächstenliebe, Barmherzigkeit und Fürsorge gehören zum Wesensgehalt der christlichen Religion. Freiheit ist in ihrem Verständnis immer eine gebundene, verankerte Freiheit, die einen Halt hat und nicht zur Beliebigkeit führt. In diesem Sinne schärft Paulus der Gemeinde von Korinth emphatisch ein: „Wo der Geist des Herrn wirkt, da ist Freiheit“ (2 Kor 3,17). „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“ (Gal 5,1). „Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder“ (Gal 5,13).

Insofern ist es – nebenbei bemerkt – nicht alternativlos, dass die CDU ihre ideellen Grundströmungen immer wieder gebetsmühlenartig, wie im Grundsatzprogramm (Ziff. 6), als „wertkonservativ“, „liberal“ und „christlich-sozial“ definiert. Die einseitige Koppelung des „C“ an das Soziale nährt die irrige Vorstellung, das Christliche erschöpfe sich ethisch in Suppenküchen und Sozialarbeit, „Teilen“ und Umverteilen, Krankenhaus und kollektivem „Kitt“. Die Kirchen sind aber sozialetisch betrachtet mehr als ein Reparaturbetrieb oder Lazarettwagen im Tross der Marktwirtschaft. Tatsächlich deuten die zitierten biblischen sowie historische und soziologische Fakten, etwa der Siegeszug bürgerlicher Freiheitsrechte auf christlichem Boden und Umfragen, die ein ausgeprägteres Freiheitsgefühl

christlicher Bürger belegen, durchaus in die „christlich-liberale“ Richtung. Am besten würde die CDU das Christliche überhaupt nicht an einen „Doppelnamen“ binden (und in ihm verstecken?), sondern als kraftvolle, Freiheit wie Gleichheit, Subsidiarität und Solidarität begründende, eigenständige und tiefste ideelle Wurzel als ihre geistige Grundlage benennen. Konrad Adenauer, der gegen innerparteiliche Widerstände 1949 die christlich-liberale Koalition mit der FDP einer christlich-sozialen Großen Koalition vorzog, stellte die Freiheit an die Spitze der christlichen Wertorientierung. Er sagte 1957 auf einer CDU-Veranstaltung in Dortmund: „Nirgendwo prägt sich das Christentum, die christliche Überzeugung stärker aus als in dem Verlangen nach Freiheit, in dem Verlangen der freien, innerlich gefestigten Persönlichkeit.“

Paulus verbindet seinen Freiheitsappell mit der Mahnung und Aufforderung: „Nur nehmt die Freiheit nicht zum Vorwand für das Fleisch, sondern dient einander in Liebe!“. Damit ist die Freiheit in einen tugendethischen Zusammenhang gestellt, zunächst auf die theologische Tugend der Liebe bezogen – über die wiederum Augustinus sagt: „Es gibt keinen Zugang zur Wahrheit außer durch die Liebe“, womit sich das Dreieck von Wahrheit, Freiheit und Liebe schließt: Die Wahrheit macht frei, die Freiheit soll zur Liebe dienen, und die Liebe eröffnet den Zugang zur Wahrheit.

3. Definition und Hilfstugenden der Tapferkeit

In einer oft lieblosen Welt bedarf es jedoch weiterer Tugenden, um Freiheit zu schaffen, zu schützen und zu verteidigen. Wenn es im Evangelium heißt: „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Joh 15,13), ist eine philosophische Grund- oder „Angeltugend“ aufgerufen: die Kardinaltugend Tapferkeit. Sie wurde früher auch als „Starkmut“ bezeichnet. Sie besteht in der Bereitschaft „um höherer Güter willen sich Gefahren auszusetzen, Übel zu ertragen und notfalls auch vor dem Tode nicht zurückzuweichen (Heldenmut)“². Die Tapferkeit überwindet die Furcht, die vor dem drohenden Übel zurückschreckt, bezwingt die Trauer und zieht im äußersten Fall sogar dem leiblichen Leben die Tugend vor, ganz im Sinne von Friedrich Schillers Dichtung: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld“ (Die Braut von Messina).

Hilfstugenden der Tapferkeit sind die *Geduld* als „Ausdauer im Ertragen von Leiden“ und die *Hochherzigkeit* als „Tatkraft und Entschlossenheit im mutigen Angriff“ – man sagt deshalb ja auch: „Sich ein Herz nehmen“ oder „Er fasst sich ein Herz“. Verwandt mit der Tapferkeit sind: die *Zuversicht* als das richtige Selbstvertrauen bei herannahender Gefahr; die *Großmut* als die Bereitwilligkeit, seine Güter für gute Zwecke zu opfern, die *Beharrlichkeit* als Festigkeit

² Artikel: Kardinaltugenden, in: Philosophisches Wörterbuch, hrsg. von Walter Brugger, Freiburg/Basel/Wien, 10.Aufl. 1963, 155f.

gegenüber äußeren Schwierigkeiten, die *Ausdauer* als Festhalten bei inneren Widerständen“³ (gegen den „inneren Schweinehund“). Im althochdeutschen „tapfar“ und mittelhochdeutschen „tapfer“ schwingen denn auch die Bedeutungen „schwer, fest, bedeutend, streitbar“ mit. Als beispielhafte Assoziation für diese Begriffsinhalte bietet sich das Bild vom Amboss an. Dieses gebraucht der Bischof von Münster, Graf von Galen, am 20. Juli 1941 in einer Predigt gegen Übergriffe des NS-Staates und dessen „abgrundtiefen Hass gegen das Christentum, das man zerstören will“. Er schärft den Gläubigen ein: „Hart werden, fest bleiben! Wir sind in diesem Augenblick nicht Hammer, sondern Amboss. Fragt den Schmiedemeister, und lasst es Euch von ihm sagen: Was auf dem Amboss geschmiedet wird, erhält seine Form nicht nur von dem Hammer, sondern auch vom Amboss. der Amboss kann nicht und braucht auch nicht zurückzuschlagen. Er muss nur fest, nur hart sein. Wenn er hinreichend zäh, fest, hart ist, dann hält meistens der Amboss länger als der Hammer. Wie hart der Hammer auch zuschlägt, der Amboss steht in ruhiger Festigkeit da und wird noch lange dazu dienen, das zu formen, was neu geschmiedet wird.“

Was Tapferkeit als ein Standhalten in Beharrlichkeit und Ausdauer meint, beschreibt beispielhaft auch Max Weber in seinem legendären Vortrag „Politik als Beruf“ (1919): Politik bedeute „ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich“. Alle geschichtliche Erfahrung bestätige, „dass man das Mögliche nicht erreichte, wenn nicht immer wieder in der Welt nach dem Unmöglichen gegriffen worden wäre“; wer Politik als „jede Form selbständig leitender Tätigkeit“ machen wolle, müsse „sich wappnen mit jener Festigkeit des Herzens, die auch dem Scheitern aller Hoffnungen gewachsen ist. (...) Nur wer sicher ist, dass er daran nicht zerbricht, wenn die Welt, von seinem Standpunkt aus gesehen, zu dumm oder zu gemein ist für das, was er ihr bieten will, dass er all dem gegenüber: »dennoch!« zu sagen vermag, nur der hat den »Beruf« zur Politik.“ Nach Luther bewährt sich der Christ auch als *homo politicus* dadurch, dass er selbst dann, wenn er sicher wüsste, dass morgen die Welt unterginge, heute noch ein Apfelbäumchen pflanzte.

4. „Tapferkeit“ im heutigen Sprachgebrauch

Aus dem heutigen privaten wie öffentlichen Sprachgebrauch ist die Tapferkeit – abgesehen von der Eidesleistung deutscher Soldaten, die geloben, „das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen“ – weitgehend verschwunden. Sie wurde fast vollständig durch „Mut“ ersetzt. Dieser wiederum wich als Tugend immer öfter der „Zivilcourage“, welche, wie die Modevokabel „Zivilgesellschaft“, so schön antimilitärisch, antiobligatorisch und staatsfern nach bürgerlicher Selbstverantwortung und Selbstorganisation klingt, mit einem

³ Ebd., 156.

Unterton von Widerständigkeit, Protest und Einmischung. „Tapferkeit“ klingt antiquiert, konservativ, „Zivilcourage“ aktuell, progressiv. Sprache folgt eben dem Zeitgeist, so dass sich dieser an der Konjunktur von Begriffen gut ablesen lässt. Allerdings kann sich die Häufigkeit eines Sprachgebrauchs umgekehrt proportional zur tatsächlichen Beherrschung der Sache verhalten, was man bei „Zivilcourage“ wohl befürchten muss. Ein gefühlter praktischer Mangel führt manchmal zur inflationären Beschwörung des Begriffs, ganz im Sinne des Bibelworts: „Sie rufen ‚Friede, Friede!‘, und doch ist nicht Friede“ (Jer 8,11).

Die jüngeren Deutschen lernten „tapfer sein“ meistens nur noch kennen als Elternappell bei Krankheit, Wespenstich oder vor schmerzhaften ärztlichen Eingriffen. Als mir im Lateinunterricht die Vokabel „virtus“ begegnete, wunderte ich mich, dass die deutsche Übersetzung neben der allgemeinen Tugend(haftigkeit) auch die viel speziellere Tapferkeit nannte, als sei diese ein Inbegriff oder eine Art Krone der Tugenden. Ebenso befremdete mich die Übersetzung der „virtus“ als „Mannhaftigkeit“, nicht nur weil diese längst aus dem deutschen Wortschatz eliminiert war, sondern weil eine derartig einseitige begriffliche Verkoppelung der Tugend und der Tapferkeit mit dem Männlichen ungerecht anmutete. Viel später, im Studium Allensbacher Umfragen, fand ich die Bestätigung: Zwar wurde unter 22 aufgelisteten Eigenschaften, die aus der Sicht der Frauen auf Männer und aus männlicher Sicht auf Frauen zutreffen sollten, den Männern zu 45 Prozent (Rang 7, als erste positive Eigenschaft überhaupt) Mut zugesprochen, den Frauen nur zu 26 Prozent (Rang 17). Auf die konkretere Frage: „Wenn Sie jetzt einmal an den Mann in Ihrer Familie (an den Nachbarn, an den Kollegen) denken, den Sie besonders gut kennen, was von dieser Liste trifft auf diesen Mann zu?“, schrumpfte die Mut-Zuschreibung für die Männer jedoch von 45 auf 32 Prozent, jene für Frauen stieg von 26 auf 32 Prozent.⁴ Also: Im Geschlechter-Klischee erschien der Mut als eine Männertugend, in der erfahrenen Realität herrschte hingegen Gleichstand – auf niedrigem Niveau: Nicht einmal jeder Dritte in der Bevölkerung hatte vertraute Personen (des anderen Geschlechts) als mutig erlebt. Wo ja, müssen Männer eher positiv überrascht, Frauen aber häufig enttäuscht worden sein.

5. Bedeutungsverlust und Aktualität tapferer Verhaltensweisen

Was aber hindert uns, Mut zu beweisen? Vielleicht, dass sich Freiheit und Rechtssicherheit unter der Ordnung des Grundgesetzes so weit durchgesetzt haben, dass kaum noch Mut gefragt ist? Leben wir nicht in rechtsstaatlichen (und sozialstaatlichen) Strukturen, welche die erheblichen Gefahren für Leib und Leben, für Eigentum, Glaubensfreiheit und Selbstbestimmung weitgehend beseitigt haben? Ist nicht der Journalist durch die Pressefreiheit, der Beamte durch das öffentlich-rechtliche Treueverhältnis, der Betriebsrat durch den

⁴ Elisabeth Noelle-Neumann/Renate Köcher (Hrsg.): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1998-2002 (Bd. 11), München 2002, 92f.

Kündigungsschutz, der Wahlbürger durch die Prinzipien der allgemeinen, freien und geheimen Wahl hinreichend geschützt? Haben nicht die Verfassung und der Gesetzgeber der menschlichen Feigheit in genügendem Maße institutionell und normativ vorgebeugt? Sind nicht zahlreiche soziale Risiken durch ein Geflecht von Versicherungen etwa gegen Arbeitslosigkeit und Berufsunfähigkeit, zur Haftpflicht und zum Rechtsschutz, reduziert und kalkulierbar geworden? Wo in der Welt gibt es eine ausdifferenziertere und effektivere Gerichtsbarkeit, die sogar Gesetzesbeschlüsse des Parlaments – Vertretung des souveränen Volkes (Art. 20 II GG) – für „Null und nichtig“ erklären und das Individuum gegen Diskriminierungen und Einschüchterungen von Seiten des Staates wie aus dem Raum der Gesellschaft schützen kann? Gegen wen sollte der sprichwörtliche „Mut vor Fürstenthronen“ sich also noch richten? Ist die Forderung „tapfer“ zu bleiben im heutigen Sprachgebrauch nicht auf das Miniaturformat bloßer Selbstbeherrschung bei der Abmagerungskur geschrumpft? Oder schlimmstenfalls auf die Herausforderung, beim Begräbnis eines geliebten Menschen nicht die Contenance zu verlieren? Sind wir nicht von der Tapferkeitsprobe der Demonstranten in Syrien, der Menschenrechtlerinnen in Russland oder vieler Christen unter der Herrschaft des Halbmonds oder unter Hammer und Sichel Welten entfernt?

Wie aktuell Tapferkeit trotz alledem noch ist, hat Elisabeth Noelle-Neumann in ihrer Theorie der Schweigespirale⁵ eindrucksvoll entfaltet. Die Demoskopin versteht unter „öffentlicher Meinung“ aus sozialpsychologischer Sicht „wertgeladene, insbesondere mit moralischen Urteilen belegte Meinungen und Verhaltensweisen, die man (wo es sich um festgewordene Übereinstimmung handelt, z. B. Sitte, Dogma) öffentlich zeigen *muss*, wenn man sich nicht isolieren will; oder bei in Wandel begriffenem ‚flüssigem‘ Zustand öffentlich zeigen *kann*, ohne sich zu isolieren“⁶. Voraussetzung öffentlicher Meinungsbildung ist die quasi-statistische Fähigkeit des Menschen, durch ständige Umweltbeobachtung fein zu registrieren, welche Wertüberzeugungen, Meinungen und Verhaltensweisen zu- und welche abnehmen. Da der Mensch als Sozialwesen die Isolation fürchtet, kommen – angestoßen durch bestimmte Ereignisse oder die allmähliche Veränderung von Lebensumständen – spiralförmige Kommunikationsprozesse in Gang, in denen diejenigen in zunehmendes Schweigen verfallen, deren Einstellung (scheinbar) an Boden verliert. Umgekehrt bekommen Anhänger der (vermeintlichen) Mehrheitsmeinung „Oberwasser“ und äußern sich um so ungehemmter - mit dem Ergebnis, dass sie schließlich stärker erscheinen können, als sie wirklich sind – und schließlich erdrückend stark.

⁵ Elisabeth Noelle-Neumann: Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung - unsere soziale Haut, Frankfurt a.M./Wien/Berlin 1982.

⁶ Dies.: Öffentliche Meinung, in: Martin Greiffenhagen u. a. (Hg.): Handwörterbuch zur politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1981, S. 268-272, 271.

Der freie und rationale Diskurs tendiert nun auf Seiten der Mehrheit dazu, allmählich der kommunikativen, später auch administrativen Machtausübung zur Erhaltung der eigenen Hegemonie zu weichen, für die sich das Wort von der „Lufthoheit über den Stammtischen“ eingeprägt hat. Vielleicht noch wichtiger dürfte die über Redaktionskonferenzen und Universitätsseminaren, am fundamentalsten die von einem SPD-Generalsekretär proklamierte „Lufthoheit über den Kinderbetten“ sein. Unter der kulturellen Hegemonie der Majorität drohen der Minorität natürlich Freiheitseinbußen, gegen die sich zu wehren Mut verlangt. Doch auch der Mehrheit droht Gefahr, und zwar in Form von Klugheitseinbußen. Denn die kulturelle Hegemonie macht denkfaul.

Selbst „Paradigmenwechsel“ in der scheinbar so „objektiven“ Wissenschaft finden nicht nur im reinen Ringen der neuen Fakten und besseren Argumente statt. „Päpste“ ihres Faches verteidigen ihre Deutungshoheit mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln der Macht (Berufungspolitik, „Fördertöpfe“, Publikationszugänge, Zitationskartelle, Vortragseinladungen etc.), bis die Falsifikation des bis dato von ihnen für richtig Gehaltenen so unabweisbar wird, dass der Widerstand gegen die neue, bessere Erkenntnis zusammenbricht. Auch bahnbrechende naturwissenschaftlich-medizinische Forschungsfortschritte sind zunächst von führenden Vertretern der Zunft belächelt und lächerlich gemacht worden.

In einer konsensbeflissenen politischen Kultur, in der Parteien ihre Aufgabe der Willensbildung vernachlässigen zugunsten der Willensintegration (im Sinne von Stimmenmaximierung), und sich statt durch Werte („Freiheit statt Sozialismus“) lieber durch plakative „Gesäßgeometrie“ definieren („CDU. Die Mitte“ – eine sehr variable Standortbestimmung), droht der freie politische Diskurs zu ersticken. In der Wahlkampfstrategie der „asymmetrischen Demobilisierung“, die Anstößigkeit gegenüber dem gegnerischen Wählerpotential unbedingt vermeiden will und dafür eine allgemeine Einschläferung der Wählermotivation in Kauf nimmt, hat diese Tendenz ihren vorläufigen Höhepunkt gefunden.

Wolfram Weimer beobachtete 2009 sehr treffend: „Immer häufiger verengen sich Debatten und Konflikte auf befriedende Gemeinplätze. Unechtes Reden breitet sich im Land wie Nebel aus, weil immer mehr Menschen nicht sagen, was sie denken, sondern sagen, was sie glauben, das man denken sollte. Wenn sich aber eine Gesellschaft zwanghaft auf einem Quadratmillimeter Meinungs-Mitte versammelt, dann wird es intellektuell und emotional ziemlich eng. Was bleibt ist das hohle Pathos der Selbstverständlichkeit“; dann empfinde man „kantige Freidenker eben als Menschen, die das Fenster öffnen und frischen Wind hereinlassen“⁷.

⁷ Wolfram Weimer: Die Klartext-Sympatheten, in: Cicero (http://www.cicero.de/259.php?kol_id=10921).

6. Streitbarkeit: Lebenselixier der Wahrheit

Zu den Erfolgsvoraussetzungen politischer Parteien oder auch gesellschaftlicher Verbände gehört der Eindruck ihrer Geschlossenheit. Gilt eine Partei in der Bevölkerung als zerstritten, sinken ihre Sympathiewerte und Wahlchancen. Für den gewöhnlichen „deutschen Michel“ war traditionell immer „Ruhe die erste Bürgerpflicht“. Zu den Tabus einer betulichen Debattenkultur avancierte das Verbot „auszugrenzen“. Ein sozialdemokratischer Spitzenkandidat trat mit der Formel „Versöhnen statt spalten“ an. Es war der wohl Bibelfesteste aller Zeiten, „Bruder Johannes“. Sollte also das die christliche Mitgift für den gesellschaftlichen Diskurs sein: Seid stets einig und nett zueinander?

Die Politik, von Max Weber als ein Streitiges Ringen um Macht definiert, erscheint den Deutschen als „Parteiengezänk“ traditionell suspekt: „Politisch Lied, ein garstig Lied“. Hatte schon der Kaiser dagegen in seiner Kriegsrhetorik die Einheitsparole ausgerufen: „Ich kenne keine Parteien mehr, nur noch Deutsche“, so mündete der Überdruß gegenüber der Weimarer Demokratie im Massenzuspruch zu einer anderen Zauberformel der Eintracht: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“. Der Einzelne sollte im organischen Volksganzen, dem „Volkskörper“ aufgehen, eingeschmolzen werden durch die Erkenntnis: „Du bist nichts, dein Volk ist alles“, versinnbildlicht im Gleichschritt der Militärparaden und der NS-Parteitagsaufzüge, wie sie auch im linken Totalitarismus bis heute gepflegt werden.

Die Sehnsucht nach Einheit, die auch in der Werte-Trias unserer Nationalhymne als „Einigkeit“ vor „Recht und Freiheit“ rangiert, reicht tief in unsere Geschichte zurück. Der Historiker Hagen Schulze warnt vor einer deutschen Anfälligkeit für die Idee des Absoluten und eine „chiliastische Sehnsucht nach dem Gottesreich auf Erden, in dem das Lamm sich zum Löwen schmiegt, in dem die Gegensätze sich vereinigen und das Prinzip des Guten ein für allemal den Sieg davonträgt, in dem das zweifelnde Denken verstummt und das einsame Ich endgültig in einem emphatischen Wir verschmilzt. Verachtung der Politik, des grauen, alltäglichen Interessenausgleichs, Angst vor der pragmatischen Verschmutzung von Idealen durch den politischen Kompromiss, Abscheu vor der kühlen Vernunft, die den heißen Drang des Herzens zu korrumpieren droht, die Prämierung von Prinzipienfestigkeit, Grundsatztreue und rücksichtsloser Konsequenz gegenüber dem Ausgleich, dem Kompromiss, der stets und von vornherein als ‚faul‘ gedacht wird und in die Nähe von ‚Kuhhandel‘, wenn nicht ‚Verrat‘ rückt: dieses Syndrom hat bei uns Geschichte.“

Eine Ursache könnte darin liegen, dass wir, wie Madame de Stael in ihrem berühmten Buch „Über Deutschland“ (1810) meinte, ein „metaphysisches Volk“ sind, stets geneigt, Politisches religiös aufzuladen. Auf letztlich theologische Wurzeln führte auch der große deutsche Publizist Johannes Gross die

Begeisterung zurück, mit der bei uns „aus Diskussionen Glaubenskriege werden, die in erbitterter Verbohrtheit in Bannflüchen enden, oder, noch schlimmer, mit den Konkordienformeln der Wohlmeinenden, gegen welche sich überhaupt kein fühlender Mensch mehr erheben darf. (...) Der Platzregen des Evangeliums rauscht nicht mehr, aber klamm ist es in Deutschland geblieben“. Beides schiene demnach in unserer religiös geprägten politischen Kultur angelegt: Die Tendenz zur ideologischen Rechthaberei und Spaltung einerseits, zu einem überzogenen Ideal von Einheit und „Allversöhnung“ andererseits. Vielleicht ist sogar eines die Reaktion auf das andere.

Wo stehen wir heute in diesem Zwiespalt? Brauchen wir mehr oder weniger Bereitschaft „in den Clinch“ zu gehen und die Geister zu scheiden? Und wieso sollten die „Konkordienformeln der Wohlmeinenden“ schlimmer sein als die Verbohrtheit der Glaubenskrieger? In der politischen Rhetorik der heutigen Parteien dominiert, wie schon angedeutet, eine regelrechte Integrationsucht. Das Ziel der Sympathienmaximierung führt zu einer phrasenhaften Sprache, die niemandem wehtun, möglichst vielen viel versprechen und allen Gutwilligkeit demonstrieren soll. Scharfe, polarisierende Töne, wie sie noch Schumacher und Adenauer, Wehner, Strauß und „Schmidt Schnauze“ anschlügen, sind von Wulff (vor seinem jetzigen Amt), Merkel, Steinmeier und Co kaum noch zu hören. Den Vogel schoss die CDU mit ihrem Slogan „Besser für die Menschen“ (2005) ab. Betulicher geht's nimmer. Übrigens hat sich die Politik, von der vollendeten Inhaltsleere dieses Slogans einmal abgesehen, aus unserem „Menschsein“ gefälligst herauszuhalten. Es reichte jedenfalls, wenn sie uns als „Bürger“ anspräche – pardon: „Bürgerinnen und Bürger“, wie es sich korrekt geziemt.

Heute muss schon ein Ex-SPD-Finanzsenator mit durchaus kontrovers diskussionswürdigen Thesen daherkommen, damit die gesellschaftliche Rolle des Islam und Versäumnisse der Integrationspolitik kritisch thematisiert werden dürfen. Damit haben wir ein erstes Argument wider die verbale Betulichkeit gefunden: Wer gehört werden will, dessen Rede muss, soweit die Sache es hergibt, klare Konturen haben. Unsere Gesellschaft braucht Weckrufe, nicht einschläfernde Beiträge zum allgemeinen Rauschen im Ohr. Sie bedarf, um beim Beispiel Kirche zu bleiben, prophetisch aufrüttelnder Bischofspredigten statt pontifikaler Sonntagsreden im Bürgermeisterstil oder konsensplanierter „gemeinsamer Worte“ kirchlicher Apparate, zu denen praktisch jeder nur gähmend nicken kann.

Jesus trat auch nicht gerade betulich auf. Zwar pries er die Friedensstifter selig, lehrte, das Böse durch das Gute zu überwinden, warnte davor, das Unkraut nicht vor der Zeit zu jäten und wünschte sich, dass wir „eins seien“. Doch scheute er sich andererseits nicht, Heuchler „Heuchler“ zu nennen, böse Zeitgenossen als „Schlangenbrut“ und „getünchte Gräber“ bloßzustellen, Händler aus dem Tempel zu peitschen und von sich selbst zu verkünden: „Ich bin nicht

gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Mt 10,34). Seinen Jüngern schärfte er ein: „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein ein Nein“ (Mt 5,37). Ein Christentum a la: „Piep, piep, piep, wir ham uns alle lieb“ wäre ein degeneriertes. Arnold Gehlen brachte den Niedergang einer Gesellschaft schon vor Jahrzehnten auf den Nenner: „Das Recht wird elastisch, die Kunst nervös, die Religion sentimental.“ Wenn dagegen Christi Wahrheit schon nach dem Zeugnis seiner Jünger hart und kaum zu ertragen ist, dann darf unsere Rede es auch manchmal sein, solange wir dabei in der Wahrheit bleiben.

Zwar sollten wir, wie ein schönes Bonmot sagt, unserem Nächsten die Wahrheit nicht wie ein nasses Handtuch um die Ohren schlagen, sondern wie einen Mantel hinhalten, in den er sich einhüllen kann. Doch wo Verstocktheit oder Bequemlichkeit eine sanftmütige *correctio fraterna* (brüderliche Ermahnung) misslingen ließen, darf es auch eine mutige in drastischerer Diktion sein, die an die Öffentlichkeit der Gemeinde tritt (Mt 18,15-17). Der Auftrag, dem Bösen und den Bösen zu widerstehen – auch in den „eigenen Reihen“ –, erfordert zwar zuerst kritische Selbstdistanz, aber ebenso die Bereitschaft zum Konflikt mit anderen bis hin zur öffentlichen Ruhestörung. „Ich bin bekannt dafür, dass ich ein Störenfried bin“, sagte Konrad Adenauer bei seiner letzten öffentlichen Rede am 28. Februar 1967 in München und pochte darauf: „Wenn ich ein Störenfried bin, dann geschieht es auch aus gutem Grund. Und, meine Damen und Herren, wenn jemand Schlafende aufweckt, damit sie aufpassen, dann ist der Betreffende kein Störenfried. Ich möchte rufen, seid wach!“

Ein unbedingter Friedenswille hätte, wie etwa der Pazifismus der dreißiger Jahre zeigt, nicht nur in der internationalen Politik zur Konsequenz, dass dem skrupellosesten Mitglied der Staatengemeinschaft freie Hand gelassen wäre. Auch innerhalb des Gemeinwesens oder einer sozialen Gruppe würde er eine falsche Regel etablieren: „Dreistigkeit siegt“. Dieses Sprichwort entstand aus dem Erfahrungswissen, dass „vornehme Zurückhaltung“ und Konfliktscheu unter den Menschen allzu verbreitet ist, jedenfalls solange nicht unmittelbar eigene Interessen bedroht sind. Ein Großteil angeblicher Friedfertigkeit und Toleranz erweist sich bei näherer Betrachtung als Spielart des Egoismus, moralischer Abstumpfung und einer Spießbürgerlichkeit, deren Schutzreflexe nicht über den eigenen Gartenzaun hinausreichen.

Es gehört zur „sozialen Hygiene“, dass unumgängliche Kontroversen notfalls hart, aber fair, also offen und mit Argumenten ausgetragen werden, statt, wie heute leider verbreitet, ersatzweise durch Schieberei in der Kulisse. Scharfsinnigkeit und Scharfzüngigkeit dürfen durchaus gepaart auftreten, wenn es gilt – wie nicht umsonst ein Sprichwort rät – „auf einen groben Klotz einen scharfen Keil zu setzen“. Sogar Polemik und Sachlichkeit schließen sich nicht aus, auch wenn die landläufigen Mahnungen zu einer wohltemperierten, im Zweifel eher lauen „Streitkultur“ das verneinen. Durch falsche Ideen,

unterdrückte Wahrheiten und verdorbene Charaktere ist jedenfalls schon viel mehr Unheil angerichtet worden als durch spitze Federn, scharfzüngige Reden oder gar entwaffnenden Spott.

Wo zwei sich streiten, geht der außenstehende Dritte heute allzu leicht davon aus, dass beide „in Schuld“ sind und sich irgendwo in der Mitte wieder treffen müssten. Das Zerrüttungsprinzip löste die mühevollere Suche nach Verantwortlichkeiten, Recht und Unrecht ab. Wo alles gleich gültig ist, wird bald alles gleichgültig und als Streitgrund bleibt nur die Austragung von Interessengegensätzen übrig, als Schlichtung der Kompromiss. Die pure Wahrheitsliebe als Motiv, eine Kontroverse zu beginnen, gerät völlig aus dem Spektrum des Vorstellbaren. Die Unterscheidung von Gut und Böse, Wahrheit und Irrtum gehört aber zu den unaufgebbaren Dimensionen nicht nur des Christentums, sondern der abendländischen Philosophie. Wer sie gegen ein „anything goes“ im Zeitgeist bewahren will, kann dies nicht, ohne Ja zur Streitbarkeit zu sagen.

7. Mut und „Gratismut“ zwischen Mehrheitskonformität und „Rudelmoral“ (im gesprochenen Vortrag weggelassen)

Die Herausforderung der Tapferkeit im liberalen Rechtsstaat besteht im Blick auf die Theorie der „Schweigensspirale“ vor allem darin, soviel Persönlichkeitsstärke zu entwickeln, dass man dem sozialen Konformitätsdruck standzuhalten vermag. Und dies nicht nur im gesamtgesellschaftlichen Rahmen – etwa durch Widerstand gegen die „political correctness“ –, sondern auch innerhalb relativ homogener Milieus bzw. sozialer „Bezugsgruppen“, in die man stark eingebunden ist und die Loyalität und Solidarität, Corpsgeist und Einigkeit manchmal leider auch auf Kosten der moralischen Hygiene verlangen. Der „Rudelmoral“ geht es vor allem um die Geschlossenheit und Schlagkraft der eigenen Gruppe. „Friendly fire“ in die eigenen Reihen, also Kritik am eigenen weltanschaulichen, politischen oder kirchlichen „Lager“ verlangt meist sogar mehr Mut als die Unterstützung einer gesellschaftlichen Minderheitenposition, weil man die „Nestwärme“ des konkreten Milieus im Alltag schmerzhafter vermisst als die Unterstützung durch fernere Bevölkerungsmehrheiten.

So moralisch hochwertig die allzu grob als „Nestbeschmutzung“ verpönte Rolle eines Mahners und Kritikers in den eigenen Reihen sein kann, die nicht selten zu einem unkomfortablen Standort „zwischen allen Stühlen“ führt – in bestimmten Konstellationen verlangt sie jedoch nur einen „Gratismut“ (Harald Schmidt). Nämlich dann, wenn der „Abweichler“ soviel Beifall und Prestigegewinn aus der übrigen Gesellschaft erhält, dass er den innerhalb seines Milieus erlittenen Sympathieentzug außerhalb kompensieren kann: Richard von Weizsäcker, Rita Süßmuth und Heiner Geißler verdankten ihre breite Popularität großenteils einer wohl dosierten Illoyalität gegenüber der Partei und ihrem Vorsitzenden, durch

welche sie in der Politik überhaupt erst „groß geworden“ waren. Kommunikationswissenschaftler sprechen in diesem Zusammenhang von „parasitärer Publizität“. Nicht alles, was als mutig daherkommt, entstammt also der schönen Tugend der Tapferkeit. Es gibt auch eine Pose der Nonkonformität, die genotypisch höchst konformistisch ist.

8. Das Einschüchterungspotential medienvermittelter Massenstimmungen (im gesprochenen Vortrag gekürzt)

Durch die modernen Massenmedien rückten früher anonyme gesamtgesellschaftliche Mehrheiten den bis dato relativ autonomen Milieumehrheiten erheblich näher. Die öffentliche Meinung hat insbesondere in Gestalt des Fernsehens die Privatheit des Wohnzimmers erobert und bestimmt auch stärker als früher die Diskussion und Wertmaßstäbe in sozialen Gruppen. Deren Meinungsführer („opinion leaders“), in der Kommunikationsforschung ursprünglich eher als Filter und Korrektiv von Medienwirkungen betrachtet, erwiesen sich selbst als intensive Mediennutzer und – bei schwindender weltanschaulicher Vorprägung – als entsprechend beeinflussbar. Zudem erscheinen die Milieus in den Zeiten der Individualisierung und gewachsenen Mobilität längst nicht mehr so stabil wie noch in den 50er oder 60er Jahren. So ist die medienvermittelte Entstehung von Massenstimmungen ohne ein kraftvolles Widerlager in gesellschaftlichen Gruppen leichter geworden. Dass zum Beispiel die abstrusen antisemitischen Einlassungen „eines englischen Kryptobischofs aus der argentinischen Pampa im schwedischen Fernsehen, aufgenommen in dem versteckten bayerischen Dorf Zaitzkofen“⁸ zu einer wochenlangen Kampagne gegen den deutschen Papst führen konnten, ohne dass sich ein effektiver Widerstand dagegen aus der Kirche in Deutschland erhob, illustriert die Macht gesamtgesellschaftlicher Meinungsmehrheiten und kollektiver Ressentiments, die eine sachlich differenzierte und abwägende Diskussion kaum mehr zulassen.

Die Wahrscheinlichkeit einer Täuschung des menschlichen Sinnes für Mehrheitsmeinungen steigt in dem Maße, wie die Wirklichkeitswahrnehmung nicht mehr auf unmittelbarer Umweltbeobachtung und ihren persönlich erfahrenen Signalen von Billigung und Missbilligung beruht, sondern fremdvermittelt ist durch das, was Medien als Wirklichkeit wiedergeben. Dabei folgen diese mit ihrer Themenauswahl, Berichterstattung und Kommentierung den meinungsführenden „Leitmedien“: Nachrichtenagenturen, großen überregionalen Tageszeitungen und Wochenmagazinen sowie dem Fernsehen mit seiner großen Reichweite und Suggestionskraft. Bundeskanzler Gerhard Schröder brachte es auf den Punkt, als er meinte, ihm reichten zum Regieren „Bild“, „BamS“ und Glotze. Tapferkeit ist insofern besonders gefordert, wenn

⁸ Heinz Joachim Fischer: Kein Bonus für Benedikt. Der Papst und die Traditionalisten, in: FAZ vom 3.3.2009.

man gegen einen „Medientenor“, das heißt eine weitgehende Konsonanz in der medialen Darstellung und Kommentierung bestimmter Ideen, Ereignisse oder Personen „andenken“ und „ansprechen“ soll. Aus dem Mut vor Fürstenthronen ist insofern der Mut vor den Kameras geworden. Bezeichnend schon vor 20 Jahren die Beobachtung eines prominenten Staatsrechtlers: „Deutsche Bischöfe fürchten nicht den Bundeskanzler, sondern den Fernsehjournalisten“⁹.

9. Ressourcen der Tapferkeit

Finden also Bedrückungen der Freiheit im demokratischen Rechtsstaat meist nicht durch die staatlichen Instanzen, sondern innerhalb der Gesellschaft und ihrer Milieus oder Organisationen statt, in denen sich eine Person(engruppe) oder Meinung als „herrschend“ etabliert hat, so stellt sich die Frage, wie dagegen Ressourcen der Tapferkeit gepflegt und mobilisiert werden können. Appelle zu mehr Courage dürften allein nicht reichen. Doch kann die Verbreitung und *Verinnerlichung von einschlägigen Lebensweisheiten und Handlungsmaximen* in Erziehung, Bildung und politischer Rede durchaus helfen, das Problembewusstsein zu schärfen und geistige „Haltegriffe“ mit charakterstärkender Wirkung zu schaffen, wie etwa dieses Gedicht mit seinem Appell an innere Unabhängigkeit, Persönlichkeitsstärke und den rechten Stolz:

„Was andere meinen auch zu meinen, ist nicht schwer.
Nur immer anders als die andern meinen, auch nicht sehr.
Weißt Du aus eigener Kraft, mit mutig stillem Wagen
Dort ehrlich ja, hier ehrlich nein zu sagen,
Gleich ob dich alle loben oder keiner,
Dann bist Du einer.“¹⁰

Beispielgebend nonkonform auch Thomas Manns in ihrer Bildhaftigkeit gut nachvollziehbare Devise, wenn das Boot nach links kippe, solle man sich nach rechts setzen, wenn es sich nach rechts neige aber nach links. Insbesondere Intellektuellen steht es besser an, bequeme oder eifernde Mehrheitsstimmungen in Frage zu stellen, als sie noch zu bestätigen. Und wenn die Mehrheit auch aus ihrer Sicht ganz und gar Recht hat, könnten sie gegenüber einer angeprangerten Einzel- oder Minderheitenmeinung zumindest die gnädige Maxime beherzigen: „Auf wen alle dreinschlagen, der hat vor mir Ruhe“ (Lessing).

Lebensweisheiten, die von Kindesbeinen an charakterbildend wirken, verdanken wir auch einigen Märchen. Die bekannteste literarische Verarbeitung der allgemeinen Neigung zur Feigheit und zum teils autoritätshörigen, teils auf die öffentliche Meinung schielenden Konformismus ist das Märchen „Des Kaisers

⁹ Josef Isensee: Verfassungsstaatliche Erwartungen an die Kirche, in: Essener Gespräche Bd. 25 (1991), 104-146, 115.

¹⁰ Das Ottokar Kernstock zugeschriebene Gedicht findet sich als Inschrift am Rathaus zu Ingolstadt.

neue Kleider“. Sein Held ist ein kleiner Junge in seiner Unbefangenheit und seinem Vertrauen in die eigene Wahrnehmung. Ihr traut er mehr als dem „Dafürhalten“ anderer. Er ist bereit, die Wirklichkeit beim Namen zu nennen und stellt die naive Eitelkeit des Kaisers und die Hochstapelei seiner Schneider bloß. Er gibt sie der Lächerlichkeit preis, die sie verdienen. Mitleid mit dem Blamierten ist da fehl am Platze. Hochmut kommt eben vor dem Fall.

Eine tapfere Haltung bedarf nicht nur unverstellter Wirklichkeitswahrnehmung, sondern auch einer *starken Wertorientierung*, sonst bleibt sie ohne Angelpunkt oder verkommt zur bloßen Beharrlichkeit und Risikobereitschaft in der Verfolgung der eigenen Interessen. Wer keine Gebote unbedingten Sollens oder Unterlassens kennt oder keine Hochachtung menschlicher Würde und Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität, Vaterlands- oder Gottesliebe entwickelt hat, dem bleibt kaum etwas, für das es sich wirklich lohnte, tapfer zu sein. Je höher das Risiko oder absehbare Opfer der tapferen Verhaltensoption, desto absoluter muss der Wert erscheinen, um dessentwillen man sich für sie und gegen Feigheit und Opportunismus entscheidet. Relativismus und Wertnihilismus, Hedonismus und Materialismus entziehen der Tapferkeit insofern den geistigen Boden. Zur Tapferkeit fähig sind vor allem Menschen, die ihr Dasein gewissermaßen „transzendieren“ auf Ideale, höchste Normen oder religiöse Wahrheiten hin, die den Horizont des eigenen Lebens übersteigen. Jesuitenpater Alfred Delp zum Beispiel, der im Winter 1944/45 im Tegeler Gefängnis auf seine Hinrichtung durch die Nazis wartete, schrieb im Angesicht des Todes: „Das sind die Werte, für die ich hier stehe am äußersten Rande und auf den warten muss, der mich hinunterstößt: Deutschland über das Heute hinaus als immer neu sich gestaltende Wirklichkeit – Christentum und Kirche als die geheime Sehnsucht und die stärkende und heilende Kraft dieses Landes und Volkes“.

Religio, die Rückbindung an einen Glauben und eine Verantwortung vor Gott, ist vielleicht die beste „Versicherung“ der Tapferkeit gegen Kleinmut wie Entgleisungen. Der Glaube verleiht zugleich Kraft, Richtung und Maß. Teresa von Avila begründete ihre Zuversicht – eine verwandte Tugend der Tapferkeit (s.o.) – mit der Devise: „Gott und ich, wir zusammen sind immer die Mehrheit“. Die Geistesgabe der Gottesfurcht verschafft zudem jene innere Unabhängigkeit von weltlichen (nicht nur staatlichen!) Autoritäten, deren Herrschaft oft auf Furcht aufbaut und nur durch Tapferkeit immer wieder zum Guten gemahnt werden kann. Wer die Clausula Petri verinnerlicht hat: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 5,29) besitzt eine „feste Burg“, in die er sich gegen falsche irdische Gehorsamsansprüche zurückziehen kann.

Zugleich enthält die Geschichte der Christenheit wunderbare Vorbilder an Tapferkeit, an deren Schicksal wir übrigens auch die uns drohenden Nachteile erheblich relativieren können. Wolfgang Schäuble schlug den Deutschen in den schwierigen Jahren nach der „Wende“ vor, sich zu vergegenwärtigen, „was

Leute in früheren Zeit geleistet haben, unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen, was sie und wogegen sie sich durchsetzen mussten“, und befand, dann kämen wir um das Eingeständnis nicht herum: dagegen sind wir arme Würstchen. Wer könnte denn heute etwa die Kraft eines Dietrich Bonhoeffer oder Graf Stauffenberg aufbringen?“ Vielleicht sollten sich Christen, die das Martyrium nicht suchen sollen, aber notfalls aus Gottes- und Nächstenliebe in Kauf nehmen, durch Lektüre und Predigt häufiger das Vorbild ihrer Märtyrer – auch jener der verfolgten Kirche heute – vor Augen führen und sich in ihr Denken, Fühlen und Handeln vertiefen. Dann würden sie wohl heilsam beschämt angesichts der vergleichsweise doch meist geringfügigen Nachteile und sozialen Blessuren, die ihr Bekenntnis hier und heute nach sich ziehen kann. Sehr viel leidvollere Zeugnisse als wir haben Christen schon gegeben – und sie konnten sich dabei am Kreuz Christi selbst aufrichten. „Was du, Herr, hast erduldet, ist alles meine Last“ singen wir in dem tiefsinnigen Kirchenlied „O Haupt voll Blut und Wunden“; und weiter: „Ich danke Dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund, für deines Todes Schmerzen, da du’s so gut gemeint“, gefolgt von dem Versprechen: Ach gib, dass ich mich halte, zu Dir und deiner Treu“. Wer könnte sich angesichts der Leiden dieses Herrn über sein eigenes Los noch beklagen?

Tapferkeit erwächst außerdem wesentlich aus dem *Vorbild* und der *Solidarität* („Einigkeit macht stark“) überzeugender und treuer Mitmenschen, zuvörderst natürlich der Eltern, des geliebten Partners oder geschätzten Freundes. Zwar können einem auch weniger nahestehende Menschen und Personen des öffentlichen Lebens ein gutes Beispiel an Tapferkeit geben, wie zum Beispiel der Geschäftsmann Dominik Brunner, der im September 2009 auf einem Münchener S-Bahnhof zu Tode geprügelt wurde, weil er sich schützend vor vier bedrohte Kinder gestellt hatte. Doch oft setzt es eine gewisse Vertrautheit mit den Wesenszügen und biographischen Erfahrungen, den Lebensumständen und Motiven eines Menschen voraus, um wirklich ermessen zu können, wie tapfer er sich in einer Situation verhalten hat. Zwar springen manche Akte der Tapferkeit – wie der Brunners – jedem gutwilligen Menschen als solche ins Auge; viele andere bleiben einer distanzierten Sicht aber verborgen und erschließen sich erst durch eine Empathie, die Antoine de Saint-Exupéry in das lyrische Wort fasste: „Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“.

10. Missverständnisse, Hindernisse und Entartungen der Tapferkeit (im gesprochenen Vortrag weggelassen)

Je ferner oder fremder uns ein Mensch ist, desto leichter können wir sein Verhalten missverstehen und seinen Mut etwa mit Nassforschheit, Geltungsdrang, Ehrgeiz, Abenteuerlust oder „Querulantentum“ verwechseln. Solche herabwürdigenden Fehldeutungen werden natürlich gern von jenen

genährt und verbreitet, denen der Tapfere „in die Quere“ gekommen ist. Sie kommen auch jenen zupass, die angesichts der eigenen Feigheit beschämt auf den Mut anderer blicken. Seine Tugend trägt dem Tapferen zwar oft auch eine ihm wiederum *ermutigende Bewunderung* ein, beschert ihm jedoch mit noch größerer Sicherheit geradezu notwendig und fortwährend Widersacher, bis hin zum erbitterten Feind – sonst hätte es ja keiner Tapferkeit bedurft. Während ein vorbildliches Leben in den Kardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit und Mäßigung allenfalls den Neid der Einfältigen, das Unverständnis der Egozentrischen oder Enttäuschung bei Eiferern hervorruft, ist Tapferkeit im sozialen und öffentlichen Leben ohne Konflikt und Polarisierung nahezu unmöglich zu leben.

Mindestens ebenso stark und häufiger als die äußeren Hindernisse der Tapferkeit sind die inneren. Die allzu Furchtsamen, Gleichgültigen und Bequemen, Egoisten, Karrierebeflissenen und Opportunisten sind zur schönen Tugend der Tapferkeit unfähig. Neben einem „Zuwenig“ kann aber auch ein „Zuviel“ verderblich wirken: Tapferkeit ohne Klugheit macht unberechenbar, ineffektiv und kontraproduktiv; Tapferkeit ohne Gerechtigkeitssinn lässt sich vor den falschen Karren spannen oder wird grob und unbarmherzig und verschlimmert die Missstände; Tapferkeit ohne Mäßigung entartet zur Tollkühnheit, bringt sich und andere unnötig in Gefahr und droht sich selbst zur Karikatur zu machen.

Daher wird tapferem Handeln in der Regel eine Zeit der Besinnung und Beratung vorausgehen, eine Zeit der Reifung von Entscheidungen über das richtige Ziel und den geeigneten Weg, eine Zeit der Befragung des Gewissens, für den Gläubigen auch eine Zeit des Gebets. Das soll Sinn und Güte spontan mutigen Handelns etwa aus Mitleid, Empörung oder „heiligem Zorn“ nicht ausschließen, denn Unrecht, Lüge und Gewalt, Unglück und Gefahr treten oft überraschend auf und verlangen eine sofortige Antwort aus einem „gesunden“ Impuls ohne längere Reflexion. Doch wurzeln gerade solche notwendigen adhoc-Reaktionen am sichersten in einer lange vorausgehenden und daher tief im Leben verwurzelten Geistes- und Herzensbildung – und beständigen Übung: „Ehrlich wird man dadurch, dass man sich immer und immer wieder bemüht, ehrlich zu sein; tapfer dadurch, dass man sich trainiert, tapfer zu sein“, betont der frühere Bundeswehrgeneral Gerd Schultze-Rhonhof in seinem Buch: „Wozu noch tapfer sein?“ (1997).

Schluss: Tapferkeit als Glücksquelle

Was das Geheimnis des Glücks sei, hat die Philosophie schon immer und im 20. Jahrhundert auch die Sozialforschung beschäftigt. „Wisset, dass das Geheimnis des Glückes die Freiheit, das Geheimnis der Freiheit aber der Mut ist“, soll Laotse gesagt haben. Die gleiche Einsicht ist von Perikles überliefert: „Glück ist

die Frucht der Freiheit, und die Freiheit ist die Frucht der Tapferkeit“. Diese Kardinaltugend kann jedoch erst dann aktiviert werden, wenn uns Gegner, Gefahren, Hindernisse und Bedrängnisse begegnen. Jahrzehntlang trieb auch Elisabeth Noelle-Neumann die Frage nach dem Glück um; sie fand schließlich heraus, dass „Glück und Schwierigkeiten zusammengehören. (...) Der Gedanke war vollkommen ungewöhnlich. Sie finden in der ganzen Literatur, in philosophischen Abhandlungen nirgendwo diesen einfachen Gedanken: Nur auf Umwegen erreicht man das Glück. Was für ein Umweg ist das? Er führt über die Anstrengung, wirklich seine eigenen Kräfte zu gebrauchen, Schwierigkeiten nicht auszuweichen und dabei zu wachsen“¹¹. erinnert dies nicht an die christliche Überzeugung, dass wer sich hingibt, empfängt und wer sein Leben um jeden Preis erhalten will, es verlieren wird, dass aber „wer sein Leben verliert um meinetwillen“, es finden wird (Mt 10,39; Lk 17,33)? Mich erinnert es auch an ein schönes Gedicht, das uns in der Stunde unserer ganz individuellen Prüfungen trösten mag: „Wenn sich dereinst des Lebens Rätsel lösen, wirst du es sehn, geschärften Blicks, dass manches Glück nur Leid gewesen, und manches Leid die Quelle reinsten Glücks“ (Ottokar Kernstock).

Entdecken wir also das Glück hinter unseren Bedrängnissen. Seien wir weder feige noch katakombensüchtig. Wenn wir wieder mutiger bekennen, treuer beten, fröhlicher glauben und brennender lieben, werden wir als „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ Zukunft haben. Das abendländische Christentum muss ein intelligent kämpferisches und einladend missionarisches werden. Die Zeiten der Betulichkeit und der Bequemlichkeit sind vorbei.

¹¹ Im SWR-Interview am 18.12.2003.